… Cosette Odier, Seelsorgerin und Ausbildnerin am Universitätsspital CHUV in Lausanne

«Eine Überzeugung aufzudrängen, ist ein Machtmissbrauch»

Daniel Lüthi

Text und Bilder

danielluethi[at]gmx.ch

Das Erdgeschoss dieses Betonmolochs wirkt auf den Besucher wie eine Einstellhalle oder ein riesiger Luftschutzraum – bedrückend. In diesem grauen Umfeld ist diese Frau für den Aussenstehenden ein willkommener Farbtupfer. Sie selbst relativiert diese Wahrnehmung: «Wir Seelsorger tragen zur Vermenschlichung der Pflege bei, aber wir sind längst nicht die Einzigen, die dies hier tun.» Jeden Sonntag werde in diesem Zwischenraum eine katholische Messe oder ein reformierter Gottesdienst zelebriert, erzählt sie, ab und zu auch unter ihrer Leitung.

Medizin und Spiritualität

Das «Centre hospitalier universitaire vaudois CHUV» ist kein religiöses, sondern ein durch und durch weltliches Spital, ein Zentrum universitärer Spitzenmedizin. Aber: Religiöse Themen und Mitarbeiterinnen mit diesem Hintergrund haben hier ihren festen Platz. Ein Chirurg aus dem 16. Jahrhundert, dessen Porträt und Kernsatz in der tristen Halle an der Wand prangen, sagt es altfranzösisch und stellvertretend: «Je le pensay, Dieu le garit». Ich pflege, Gott heilt. Womit die Macht verteilt und

gleichzeitig auch die Stellung der «Götter in Weiss» klar ist.

«Es geht um die Verbindung des Spirituellen mit dem Medizinischen», sagt Cosette Odier. «Früher waren in einem Spital die Spiritualität und ihr Einfluss auf die Gesundheit oder den Heilungsprozess kein Thema. Das war während rund 50 Jahren und bis etwa ins Jahr 2000 so. Es war die Periode nach der Erfindung der Antibiotika und vor einer ganzheitlicheren Sicht der Medizin, da ging es ausschliesslich um Dinge wie die Kraft der Technik oder die Macht der Medikamente. Deshalb sagten Patientinnen und Patienten ja auch ganz selbstverständlich: ‹Der Arzt hat mir das Leben gerettet.› Viele waren auch traumatisiert von ihrer religiösen Erziehung. Religion gehörte in den Intimbereich, darüber sprach man nicht.»

Das Gesagte illustriert sie mit einer Anekdote: «Vor 30 Jahren, als das CHUV gebaut wurde, vergass man sogar, einen Aufbahrungsraum zu integrieren. Mit anderen Worten: Der Tod gehörte nicht dazu, man hat ihn vergessen in jener gloriosen Epoche der Medizin – jener Zeit, als die Medizin selbst zur Religion wurde.»

Und wo der Tod ausgeklammert wird, hat eben auch die Spiritualität keinen Platz. Dann kamen Leute wie Elisabeth Kübler-Ross, Rosette Poletti oder Charles-Henri Rapin, die den Tod, das Sterben und die Sterbebegleitung thematisierten, langsam wurde die Palliativmedizin zum anerkannten Fach. Cosette Odier hatte das Spital als Wirkungsraum für Seelsorger bereits während ihres Studiums kennen- und schätzen gelernt. Mit der Palliativmedizin kam sie unter anderem in Kanada in Kontakt. Für sie ist klar: «Wenn man mit Patienten über den Tod spricht, diskutiert man mit ihnen auch über den Sinn des Lebens. Spiritualität ist also quasi die grosse Dimension. Auch wenn der Seelsorger im medizinischen Umfeld noch heute erst am Schluss kommt, nach dem Arzt und nach dem Psychiater.»

Krankheit als Krise

Was aber bedeutet Spitalseelsorge konkret? «Zuhören und begleiten», antwortet Cosette Odier. Also nicht missionieren und überzeugen. Es ist eine Begleitung in einer Ausnahmesituation: «Krankheit bedeutet Krise. Da stellen sich grundsätzliche Fragen – Lebensfragen. Da gerät alles aus dem Gleichgewicht. Und da geht es darum, eine Patientin oder einen Patienten als ganzen Menschen wahrzunehmen, also nicht nur einzelne Organe oder Körperteile zu sehen.» Und aus der anderen Perspektive: «Ja, für viele ist eine Krise eine Chance, in ihr zu wachsen. Andere aber gehen darin unter.»

Mit dieser globalen Vision im Hintergrund bildet Odier Seelsorgerinnen und Seelsorger aller Konfessionen aus, aber auch Pflegende und Ärztinnen und Ärzte – Leute, die in diesem Umfeld vermehrt auch die spirituelle Dimension integrieren wollen. Es sei eine besondere Sache, betont sie immer wieder, dass ein Spital an einer solchen Stelle festhalte, bei der es allein um die Ausbildung im seelsorgerischen Bereich gehe. Das CHUV finanziere ihre Stelle auch und beweise damit, wie ernst es dieses Spital mit der Qualität auf allen Ebenen meine.

Eines ihrer konkreten Themen bei der Ausbildung: «Oft macht die Medizin Menschen schuldig. ‹Du bist krank, weil du ungesund gelebt hast›, heisst es zum Beispiel. Ich ermutige Ärzte, sich die Fragen ihrer Patienten anzuhören, auch wenn sie keine Antworten darauf haben.» Natürlich beisse sie dabei immer wieder auch auf Granit, sie bewege sich halt

Cosette Odier

Cosette Odier wurde 1952 in St. Gallen geboren, verbrachte hier jedoch bloss die ersten 18 Monate ihres Lebens. In Genf besuchte sie die Schulen, dort absolvierte sie auch ihr reformiertes Theologie-Studium. 1974, in der Mitte des Studiums, machte sie am Genfer Kantonsspital ein Praktikum, das zu einer wegweisenden Erfahrung werden sollte. Ihre Lizenziatsarbeit widmete sie dem Thema «Tanz als theologischer Ausdruck». 1977 heiratete sie einen reformierten Pfarrer, mit dem sie drei Kinder hatte, die heute erwachsen sind. Sieben Jahre (1977–1984) verbrachte die Familie in Montreal (Kanada). Hier, und anschliessend während rund 10 Jahren in Genf, arbeitete Cosette Odier in der Palliativmedizin, einem damals noch neuen Fach. Im Jahr 2000 nahm sie am Universitätsspital CHUV in Lausanne die Arbeit auf, die sie heute noch ausübt: Sie leitet und koordiniert den Seelsorge-Dienst und organisiert auch die Ausbildung in diesem Bereich. 16 Personen mit theologischem Hintergrund gehören dem Team an, darunter auch zwei katholische Priester. Cosette Odier ist fünffache Grossmutter und lebt in Lausanne.

im Bereich der «soft skills» und habe es mehrheitlich mit Vertretern von «hard skills» zu tun. «Zunehmend können wir unsere Aussagen aber auch mit wissenschaftlichen Erkenntnissen untermauern», sagt Odier, «das hilft.»

Eigene Schlüsselerfahrung

Was auch hilft: Cosette Odier hat selber erfahren, wovon sie spricht. Sie hat das Leiden am eigenen Körper und an der eigenen Seele erlebt, es war eine Schlüsselerfahrung. Vor 15 Jahren hat sich ihr Mann das Leben genommen. «C'était une période violente», kommentiert sie, eine gewalttätige Zeit. Jetzt, wo sie sich daran erinnert und bereit ist, darüber zu sprechen, ändert der Gesichtsausdruck. «Er glaubte, dass er in einer anderen Welt gut empfangen wird. Ich konnte seiner Handlung keinen Sinn abgewinnen. Aber mein Vertrauen in das Leben wurde dadurch nicht erschüttert. Gute Ratschläge ertrug ich nicht.

«Es geht um die Verbindung des Spirituellen mit dem Medizinischen.»

Und wenn jemand sagte, jetzt habe mein Mann sicher seinen Frieden gefunden, wusste ich, dass er zu sich selber sprach, nicht zu mir. Was ich brauchte, war eine Begleitung in meinem Kampf. Und in meinen Widersprüchen. Ich wollte erkannt und anerkannt, geliebt werden, so wie mich Gott liebt.» Gott habe sie damals in sich selber entdeckt, sagt sie. Und wenn schon Überzeugung, dann die: «Chaque être humain est ou peut être le lieu de la révélation d'un tout autre. Jeder Mensch kann zum Ort werden, wo sich das ganz andere entfaltet. Das habe ich immer wieder beobachtet, wenn ich Patienten begleitet habe.»

Ansonsten geht Cosette Odier mit Überzeugungen sehr vorsichtig um. «Es ist nicht meine Aufgabe, andere von meiner Überzeugung zu überzeugen. Eine Überzeugung aufzudrängen, ist ein Machtmissbrauch. Ich will dem anderen nicht meine Vision der Dinge aufoktroyieren. Sondern ich will seiner Vision auf die Spur kommen. Dafür braucht es Zeit. Und diese fehlt gerade im Spital. Allzu oft glaubt man allzu schnell, eine Lösung gefunden zu haben. Heisst bisweilen zum Beispiel: Rasch ein Medikament.»

Die Spiritualität sieht Odier übrigens keinesfalls als Allerwelts-Heilmittel. «Im Notfall ist zuerst einmal Notfallmedizin gefragt, das ist klar. Spiritualität kann auch nicht zum ultimativen Antidepressivum werden. Oft wird sie sogar instrumentalisiert, missbraucht. Wir Seelsorger bleiben mit unseren Bemühungen also durchaus in unserem Rahmen. Aber wir wollen gerade den Ärzten aus unserem Bereich Instrumente in die Hand geben; Fragen zum Beispiel, die sie einem Patienten stellen können. Es ist eine grosse Chance, Arzt zu sein, so vielen verschiedenen Menschen zu begegnen – und ihrem Menschsein so nahe sein zu können. So nahe wie sonst wohl niemand.»

Als Chance und Privileg erachtet Odier auch die Tatsache, dass sie, ihr Team und ihre Ideen von der Spitaldirektion trotz «Exotenstatus» voll akzeptiert werden: «Sie unterstützt und stimuliert uns, marginalisiert uns keineswegs.»

Fragen statt Antworten

Für Cosette Odier hat wieder eine neue Lebensetappe begonnen. Alle Kinder leben jetzt mit ihren Familien im Ausland. Im Seelsorge-Team des CHUV ist sie demnächst die Älteste. Was jetzt? Und was nachher? Das sind Fragen, die sie sich selbstverständlich auch stellt. Auf Spaziergängen oder in ihrem Chalet im Wallis – «meinem Rückzugsort» – hängt sie in Momenten der Kontemplation derlei Fragen nach. Fragen nach möglichen eigenen Krankheiten auch. Und nach der eigenen Sterblichkeit. «Ja, auch ich habe in solchen Situationen gemischte Gefühle, bin ein wenig ängstlich», gesteht sie ein. «Aber ich stelle gerne Fragen und suche nach Interpretationen. Ich habe nicht gerne definitive Antworten. Und auch Leute nicht, die meinen, sie zu kennen.»

Und der Tod? «Das ist nicht das letzte Wort.»

Die nächste «Begegnung mit …»

Am Ende jeden Monats stellt die Schweizerische Ärztezeitung eine Persönlichkeit vor, die sich im Gesundheitswesen engagiert. Im November schildert Daniel Lüthi seine Begegnung mit Jacques de Haller, der nach acht Jahren sein Amt als Präsident der FMH abgibt.